

Die Unver- hofften

Roman Suhrkamp

Christoph
Nußbaumer

suhrkamp taschenbuch 5169

Spätsommer 1900, ein Dorf im Bayerischen Wald. Es brennt lichterloh. Aus Rache für ein ungesühnt gebliebenes Verbrechen hat die junge Maria die Glasfabrik in Brand gesteckt. In dieser Nacht nimmt die Geschichte einer Familie ihren Ausgang, in deren Zentrum der Aufstieg des unehelichen Georg Schatzschneider zum Lenker eines Großkonzerns steht. Doch wo vordergründig unbändiger Ehrgeiz und unternehmerischer Instinkt zu den Erfolgsgaranten einer atemberaubenden Karriere im erst noch geteilten, dann wiedervereinigten Deutschland werden, begleitet im Hintergrund Generation um Generation dieser Familie eine große, aus einer Notlüge entstandene Schuld, die die Vorfahren Georgs auf sich geladen haben.

In seinem ersten Roman erzählt der preisgekrönte Dramatiker Christoph Nußbaumer von den großen Themen der Menschheit: Liebe, Verrat und dem unstillbaren Bedürfnis des Menschen nach Anerkennung.

»Ein großes Leseerlebnis, eine bleibende Arbeit!«
neues deutschland

»Ein fulminantes Debüt, süffig, spannend und souverän erzählt.«
MDR

Christoph Nußbaumer, 1978 im niederbayerischen Eggenfelden geboren, studierte Rechtswissenschaften, Germanistik und Geschichte in Berlin. Seine Stücke wurden u. a. bei den Ruhrfestspielen Recklinghausen, an der Berliner Schaubühne, am Schauspielhaus Bochum und am Schauspiel Köln uraufgeführt. *Die Unverhofften* ist sein erster Roman. Christoph Nußbaumer lebt in Berlin.

Christoph
Nußbaumer

Die Unver- hofften

Roman
Suhrkamp

Erste Auflage 2021

suhrkamp taschenbuch 5169

© Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Joanna Czogala/Arcangel

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47169-2

Die Unverhofften

Nichts hält uns zuliebe an.
Blaise Pascal

Nicht einmal die Erde selbst kann sich daran erinnern, wie vor ewigen Zeiten feiner Sand und Ton in ein Urmeer schwappten und sich dort absetzten. In der Tiefe des Schlunds herrschten gewaltige Temperaturen und gigantische Drücke, die das Gemisch in Gneis verwandelten, der schließlich nach weiteren Jahrmillionen als Felsmassiv herausgepresst wurde. Nach einigen Hebungs- und Abtragungsprozessen wurde der Gebirgsstock zum letzten Mal vor 65 Millionen Jahren emporgeschoben. Das Grobre Relief der Berge war geboren. Wind und Wetter formten es beharrlich zu einem vollkommenen Gebirge. Und wo in der Erdkruste kleine Risse waren, schürfte das Wasser Schluchten ins Massiv. Diese waren für den Menschen lange Zeit unzugänglich, so entstand ein urwaldartiger, totholzreicher Bergmischwald. In ihm fanden viele Mythen und Legenden ihren Ursprung. Das raue Klima führte dazu, dass in den höheren Lagen Eiszeitrelikte überdauerten, obwohl die letzte Eiszeit vor 11 000 Jahren zu Ende gegangen war.

In diesem Gebiet, auf halber Strecke zwischen München und Prag, am Rand der Welt, liegt die Ortschaft Eisenstein. Dort, am Fuße des Großen Arber, überwiegen die Westwinde, der klirrende »Böhmwind« aber, der oft tagelang aus nordöstlicher Richtung ins Tal zieht, bestimmt die Witterung. Der Wind macht die Stängel der Gräser krautig bis zur Durchsichtigkeit, und der Winter dauert hier so lange, wie ein Mensch ausgetragen wird. Seinen Namen schuldet das Dorf dem Eisenabbau im Mittelalter. Doch nicht nur das Metall, vor allem die Glasfabrikation und die Forstwirtschaft bestimmten das Geschehen entlang der bayerisch-böhmischen Grenze.

Neben den großen Waldungen und Weidenschaften gab es Ende des 19. Jahrhunderts Talauen, Nasswiesen und großflächig verstreute Moostupfer. Zu Beginn des Frühjahrs schimmerten ausgedehnte Buchenbestände aus dem Dunkel der Fichten- und Tannenwälder rötlich braun hervor. Die Anbauflächen waren

nicht sonderlich ertragreich. Mit dem Auffüllen der Wiesen und Äcker und mit dem Aufklauben eines jeden Steins sowie mit jedem ausgeworfenen Korn war die Hoffnung verknüpft, dieses Jahr möge ein besseres werden als all die vielen zuvor.

Die Mehrzahl der Menschen verpfändete ihre Kraft, ihren Schweiß und ihr Blut an ein paar Dienstherren, die man im selben Maß fürchtete wie verehrte. Um das Leid zu bändigen, glaubte man an den Allmächtigen samt seinen Helfern. Dennoch befahl die Menschen dieser Region von Zeit zu Zeit ein ausgreifender Zweifel, ob sie zum Leben zugelassen seien. Die Rückkehr in den Mutterschoß war hier eine besonders tief verschüttete Sehnsucht. Eine existentielle Verunsicherung, ob es so etwas Minderwertiges wie sie überhaupt geben dürfe, nagte an allen. Warum das so sein musste, wusste niemand. Nach außen hin aber protzten sie mit ihrer Kraft, sie waren stolz auf ihre baumausreißende Stärke. Vielleicht taten sie sich deshalb schwer, zu lieben. Jeder wusste, dass jedes Rinnsal in der Donau endete. Sonne und Wind, Kälte und Regen kamen aus Gottes Hand. Nur wo das Licht hinging, war es hell, und der Lauf der Zeit glich einem Walzer im Dreivierteltakt.

I. Buch (1899-1900)

1 Die wechselhafte Realität

Maria sah auf und blinzelte in die Dunkelheit. Ein beißender Geruch hing in der Luft. Noch hatte sie das Dorf nicht verlassen, noch war sie nicht in Sicherheit. Sie zog die Kapuze tiefer ins Gesicht, jetzt begriff sie, dass sie eine Flüchtige war, die sich zwischen einem Nicht-mehr und einem Noch-nicht bewegte. Der Mond strahlte hell und klar, über dem Talkessel leuchteten die Sterne. Auf einmal schmetterte ein wütender Glockenschlag auf die Dächer und in die Gassen herab. Mit einem so frühen Alarm hatte sie nicht gerechnet. Schweißtropfen perlten ihr von der Stirn. Sie setzte ihren Gang fort, erst beim fünften Läuten zog sie das Tempo an. Nun ging auch das Sturmgeläut der Dachreiterglocken von den umliegenden Gehöften los. Einige Wachhunde schlugen an, bald darauf drangen Weckrufe, Warnschreie und Flüche aus den Häusern und schaukelten sich zu einer chaotischen Geräuschkulisse auf. Die Stimmung glich Marias Vorstellung vom Jüngsten Gericht, kurz bevor reitende Engelsscharen auf ihren Feuerpferden ins Dorf einfallen und mit Posaunen und Trompeten die Nacht ohne Morgen ankündigen. Nur war sie es jetzt, die man richten würde, sie war die Verfolgte. Ob Christus oder der Satan, beide würden ihr einen kurzen Prozess machen, genauso wie die Dörfler. Wenn sie dich erwischen, verreckst du im Zuchthaus. Der Gedanke begann sich eben in ihr auszubreiten, da sprang einige Meter vor ihr ein Hund aus dem Gebüsch und belferte sie an. Seine Ohren waren nach hinten gelegt, Geifer tropfte ihm aus dem Maul. Jemand musste ihn losgelassen haben. Doch bei genauerem Hinschauen erkannte sie das Tier, und das Tier erkannte sie. Gott sei Dank, der Nero. Behutsam ging sie auf den Gassenhuberhund zu, flüsterte mehrmals zärtlich seinen Namen, dann zwackte sie etwas von ihrer Wegzehrung ab – ein Stück Brot,

das sie in einem Kartoffelsack zusammen mit einer Flasche Wasser mit sich trug – und warf es ihm vor die Pfoten. Mit einem Happs schluckte es das ausgemergelte Tier hinunter. »Und jetzt hau ab. Lauf zu deinem Herrchen, sei brav und beiß ihn tot.« Nero wedelte mit dem Schwanz und verschwand durchs Gebüsch.

Damit sie nicht Gefahr lief, von den Dörflern erkannt zu werden, die jetzt wie aufgeschreckte Ameisen aus ihren Behausungen stoben, entschied sie sich, die Straße zu meiden und über den Gassenhuber'schen Obstgarten das Weite zu suchen. Der Einstieg in das umzäunte Grundstück bereite ihr keine Probleme, der Mond stand günstig, und sie konnte genau erkennen, wohin sie auf den eingepassten Blattverzierungen zwischen den Rankgittern treten musste. Sie schlich über das weiträumige Areal. Im Haus brannte Licht, sie sah die Umrisse der Gassenhuberin, die am Fenster vorbeihuschte. In Amerika werd ich auch ein schönes Haus haben. In Chicago schlagen die Uhren nämlich anders. Dort wird sich mein Fleiß auszahlen.

Seit sie von Amerika wusste, hatte sie begonnen, sich mehr Leben vorzustellen, mehr als sie wahrscheinlich leben konnte. Sie riss einen unzeitigen Apfel von einem Baum, biss hinein und spuckte die saure Masse in Richtung des Gassenhuber'schen Anwesens.

Als sie das andere Ende des Gartens erreichte, wurde die Nacht schlagartig schwarz. Eine Wolkenfront hatte sich vor den Mond geschoben. Maria tastete den schmiedeeisernen Zaun ab, da begann der Gassenhuberhund von Neuem mit seiner Salve, und eine Frauenstimme wies ihn an, den Garten abzusuchen. »Da ist jemand, fass, Nero!« Jetzt würde sie den Wachhund nicht mehr abwimmeln können. Schnell kletterte sie den Zaun hoch. Einen Fuß hatte sie bereits auf der letzten Querstrebe aufgesetzt, da kam auch schon der Schäferhund-

mischling angerannt. Gerade noch gelang es ihr, das zweite Bein nachzuziehen, so dass das aufgehetzte Tier gegen das Gitter sprang und ins Leere schnappte. Durch den Schreck verlor Maria das Gleichgewicht, sie rutschte ab und stürzte hinunter auf die andere Seite der Umzäunung, direkt auf den Rand des harten Steinfundaments. Ein stechender Schmerz durchzog sie vom rechten Schienbein an aufwärts, ihr Rücken schmerzte, und ihr Kopf tat weh. Schnell rappelte sie sich auf. Der Köter bellte wie ein Berserker und kratzte mit aller Vehemenz am Eisen. Sie griff nach dem Sack und bemerkte, dass die Flasche zu Bruch gegangen war. Geistesgegenwärtig nahm sie das Brot heraus, das nun feucht und klebrig war, und trennte ein saftiges Stück davon ab. Sie knetete es zu einem Klumpen und barg ein paar kleine, scharfkantige Glasscherben darin. In all der Hektik schnitt sie sich beide Hände auf, dann warf sie dem Hund das mit Blut beschmierte Fressen hin. »In Gotts Namen, friss und halt dein Maul.« Nero schien nur darauf gewartet zu haben, er schnappte nach der Mahlzeit und war fortan ruhig.

Ohne sich umzublicken, rannte sie den holprigen Wiesenbuckel hinauf. Je steiler es wurde, desto lauter schnaufte sie. Aufgeputscht von Adrenalin und Angst lief sie in ein Birkenwäldchen, wo es so finster war, dass man die Hand vor Augen kaum sehen konnte. Durch diese gleichsam ägyptische Finsternis tastete sie sich weiter voran und geriet dabei in ein Meer aus Brombeerhecken. Stacheln verhakten sich in ihrem Rock und zerfetzten ihn bei jedem Schritt mehr. An Umkehr war nicht zu denken, zu weit war sie schon vorgedrungen. Mehrmals stolperte sie über die Ranken, die sich ihr zwischen die Füße, manche bis hoch ins Gesicht wanden und es zerkratzten. Jedes Aufrappeln kostete sie viel Kraft, und es war nicht abzusehen, wann die Quälerei ein Ende nehmen würde. Jetzt erst merkte sie, wie erschöpft sie war. Kalter Schweiß trat ihr

auf die Stirn. Jeder Atemzug tat weh, jeder Schritt bereitete ihr höllische Schmerzen. Sie musste sich übergeben, versuchte, weder ihre Kleidung noch ihren Sack mit dem Erbrochenen zu beschmutzen, was ihr aber nicht gelang. Sie wusste nicht mehr genau, wo sie war. Ihr ursprünglicher Plan sah einen anderen Fluchtweg vor, jetzt hatte sie die Orientierung verloren. Tränen liefen ihr übers Gesicht, sie weinte lautlos wie ein Tier. Eine Auswanderin wollte sie werden, eine Davonläuferin war aus ihr geworden. Warum nur war sie so versessen darauf gewesen, die offene Rechnung mit dem Hufnagel zu begleichen? Vielleicht hatte der Pfarrer doch recht, wenn er sagte, nur Dulden und Ertragen führe auf Gottes Pfade. Maria sank entkräftet zu Boden. Durstig und durchnässt lag sie auf dem Rücken, ihre Verzweiflung wich der Übermüdung. Den Lärm aus dem Dorf vernahm sie nur noch als undeutliches Rauschen, das sich immer weiter von ihr entfernte. Ihr fielen die Augen zu. Ein paar aufgeschreckte Hasen raschelten im Unterholz. Ein Uhu kreiste über dem Wäldchen. Und ein Mensch von einundzwanzig Jahren lag reglos auf der Erde.

2 Ein Leben in Eisenstein

Der Postzug rauschte vorbei, das welke Friedhofsgras verneigte sich zum Abschied. Ein paar Tauben kreisten über dem Dach des Bahnhofsgebäudes. Nun erfasste auch Maria der Fahrtwind und wehte ihr ein paar Haarsträhnen ins Gesicht. Ihr Blick folgte dem Zug, der aus Eisenstein Richtung Westen abdampfte. Eben hatte sie wieder ein Schreiben von ihrem Cousin aus Amerika bekommen. Seit über einem Jahr war der schon drüben. »Durch Erwin und seine Frau hab ich eine Bestimmungsadresse. Und stell dir vor, es gibt sogar ein

Waldler-Viertel in Chicago. Und reiten kann man über die ganze Prärie ...» Die letzten Worte kamen Maria schwer über die Lippen, sie hatte nicht damit gerechnet, dass es sie so anrühren würde. Dennoch stand ihr Entschluss fest, im Frühjahr wollte sie nachziehen, was aber auch bedeutete, dass sie nicht mehr das Grab ihres Vaters würde besuchen können. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf, es war niemand da, vor dem sie sich hätte genieren müssen.

Der Friedhof war schon ziemlich heruntergekommen. Die Hecken vis-à-vis vom Eingang verwildert, das schlichte Mauerwerk bröcklig, von Pflanzen aufgesprengt. Manche Totenbretter waren umgefallen oder waren umgetreten worden. Nach dem Fortgang der letzten Fremdarbeiter gab es niemanden mehr, der den Friedhof pflegte. Die Einheimischen hatten die Arbeiter nicht ausstehen können, sie nannten die angeheuerten Männer halb verächtlich, halb ängstlich »Baraber«. Und da der Magistrat den Fremdarbeitern keine Bestattung auf dem offiziellen Friedhof gestattet hatte, war ein Extrafriedhof angelegt worden. Ein Provisorium neben der Bahntrasse, das von allen nur »Italienerfriedhof« genannt wurde.

Maria legte eine rote Nelke nieder, dann betete sie das Vaterunser. Sie gab sich Mühe, jedes Wort bewusst zu sprechen. Danach blieb sie noch ein wenig und versuchte, sich alles genau einzuprägen; das Brett, auf dem einst der Leichnam ihres Vaters aufgebahrt worden war, die Verzierungen und Einkerbungen, das Giebeldreieck als Abschluss über dem gemalten Kreuz, die Inschrift darunter: Das was ihr seid / Das war ich einst / Und was ich bin / Werdet ihr noch sein. Weiter unten hatte ein Freund eingeritzt: Gleicher Lohn / Für gleiche Arbeit / Überall auf Erden. Ein anderer hatte am Fuß des Bretts etwas Englisch eingekerbt: Driving the Last Spike, In Memoriam Willi Raffener. Unzählige Male hatte sie hier schon gestanden und Gespräche mit dem toten Vater geführt. Sie

küsste das rissige Holz, dann ging sie durch das quietschende Holzgatter nach Hause.

Meist reichten Vorschusszahlungen nicht zur Deckung der Löhne, Kostenvoranschläge waren falsch berechnet oder organisierte Streiks brachten die Bauunternehmer in arge Bedrängnis. Sämtliche Arbeiter, angeworben aus verschiedensten Landstrichen, ackerten wie die Ochsen. Ihr Leben war knochenhart, oft nur mit Schaufeln, Spitzhacken und Schubkarren ausgestattet, trieben sie die Stollen in den Berg. Mit ihren breitkrepmpigen Hüten, die je nach Wetterlage als Regen- oder Sonnenschutz dienten, waren die Bahnarbeiter schon von Weitem gut zu erkennen. Sie verströmten die Aura der Gesetzlosigkeit und brachten pionierhaftes Wildwestflair ins Waldgebiet. Wirtsstuben, Kegelbahnen und Spielhöllen schossen damals im Umfeld der Großbaustellen aus dem Boden. Marketenderinnen boten ihre Dienste feil, doch nicht nur die Fremdarbeiter vergnügten sich mit ihnen, manche Dörfler verprasselten viel Geld zwischen den Schenkeln der Frauen und an den Tresen der Tavernen. Als einmal ein Bierbrauer ankündigte, den Preis für eine Maß Bier von achtundzwanzig auf zweiunddreißig Pfennige anzuheben, kam es zu Krawallen und Arbeitsniederlegungen. Dies alles geschah zum großen Leidwesen der Ortsgeistlichen, die ausschließlich die Fremdarbeiter für den Sittenverfall verantwortlich machten. Sonntäglich wetterten sie von der Kanzel gegen die »Saufbolde« und »Hurenmenscher«, die sich nach ihrem Ableben allesamt in der Hölle wiederfinden würden.

Selbst als die Arbeiter schon längst abgezogen waren und den für viele ersehnten Anschluss an die Welt hergestellt hatten, wurde noch immer abfällig über sie gesprochen, am lautesten von jenen, die den größten Reibach mit ihnen gemacht hatten.

Immer wieder ereigneten sich Unfälle auf den Baustellen, wie an jenem Tag, als eine Dynamit-Explosion drei Menschen zerfetzte. Einer davon war Marias Vater Willi. Sechs Jahre zuvor war er aus Kärnten nach Eisenstein aufgebrochen, wo er Arbeit als Tunnelbauer fand. Ein lebenslustiger Mann mit einem herzlichen Gemüt, aber auch einer, der sich schnell ereifern konnte, wenn er Unrecht witterte. Diplomatie war seine Sache nicht. Willi konnte sehr gut singen, in einem anderen Leben hätte er bestimmt das Zeug zu einem Operntenor gehabt, in seiner Zeit hingegen war er als Stimmungssänger in den Wirtshäusern sehr beliebt. Marias Mutter Emma schenkte damals beim Asenbauer aus, einer von drei Gastwirtschaften im Ort. Sie war jung und neugierig. Und sie war die Tochter vom Asenbauer Wirt. Schnell fanden die beiden zueinander, sehr zum Missfallen ihrer Familie. Doch die Liebe war stärker, und Emma heiratete Willi trotzdem. Zwei Kinder kamen zur Welt. Rückblickend war es eine entbehrungsreiche, aber keine schlechte Zeit, denn sie hatten eine Zukunft vor Augen, und die hieß Kärnten. Sobald die Arbeiten abgeschlossen wären, sah ihr Plan vor, würden sie dorthin gehen. Willi wollte sich den Traum einer Pferdezucht erfüllen, es schwebte ihm die Gründung einer landwirtschaftlichen Genossenschaft vor. Emma hätte ihn nach Kräften unterstützt. Beständig hatte er Geld zur Seite gelegt, an Optimismus herrschte kein Mangel. Drei Monate vor Fertigstellung der Bahnstrecke kam Willi ums Leben.

Maria hatte seine dunklen Augen geerbt, drum herum feine, mädchenhafte Gesichtszüge. Sie hatte dichte, dunkelblonde Haare, die rechts und links glatt vom Scheitel abfielen. Um ihren Mund lag meistens ein Lächeln, heute ganz besonders, auf irgendwas schien sie sich zu freuen.

Sie schlenderte die Anhöhe hoch, wo sie am Gassenhuber-Anwesen vorbeikam. Der Hofhund gebärdete sich wie ein

Wahnsinniger, er fletschte die Zähne, die Kette spannte bis zum Anschlag, so dass er sich sein Gekeife fast selber abwürgte. Ein schwarzes Ungeheuer, mit etwas Grau abgesetzt, im Rücken höher und in der Brust schmaler als ein reinrassiger Schäferhund. Maria blieb stehen und schaute ihn an. »Was bist du nur für ein dummer Hund?«, sagte sie nachsichtig und nahm ein Stück trockenes Brot aus ihrer Rocktasche, das sie kurz anlutschte, bevor sie es ihm hinwarf. Der ließ sich nicht zweimal bitten und verschlang die kleine Mahlzeit hastig.

Sein eigentlicher Ernährer war der Großbauer Johann Gassenhuber. Zusammen mit dem Glasfabrikanten Siegmund Hufnagel, bei dem Maria inzwischen als Stubenmädchen und früher schon in der Fabrik beschäftigt war, zählte er zu den Granden in Eisenstein, zu denen auch der Zollamtsleiter, der Distriktarzt, der Oberförster, der Bahnamtsverwalter und einige Glasofenbauern gehörten. Allesamt Männer, die viel rauchten, tranken und meinten. Sie waren die Herren über die Arbeitsplätze, an ihnen kam kein Mensch vorbei.

»He! Du sollst ihm nix geben. Hab ich dir schon mal gesagt!«

Maria konnte die Stimme nicht gleich orten, dann aber bemerkte sie den Gassenhuber am rückwärtigen Scheunentor. Er musterte sie mit einem abschätzigen Blick, sein rechtes Bein war gegen das Tor gewinkelt. »Oder hast du so viel, dass du's verschenken musst?«

»Nein, das nicht, aber ...«

»Ein vollgefressener Hund ist ein fauler Hund. So einen kann ich nicht brauchen.« Er ging ein paar Schritte auf sie zu, sein linkes Bein zog er leicht nach. »In der Bibel steht, die Sanftmütigen werden die Erde in Besitz nehmen. Was glaubst du?«

»Kann schon sein.«

»Ich glaub, das ist ein Druckfehler, sonst wär's schon längst passiert.«

»Vielleicht passiert's ja noch.«

»Das wäre aber ein grober Fehler. Weil wenn keiner durchgreift, gibt's ein Chaos, und hergelaufenes Gesindel nimmt überhand ... Ich glaub, Gott sieht das genauso.« Sein Lachen gab für einen kurzen Moment zwei schiefe Zahnreihen frei, gleich darauf aber verfinsterte sich seine Miene. »Jetzt hau ab, wenn ich dich nochmal erwisch, lass ich den Nero von der Kette.«

Maria schaute noch einmal zum Hund, der sich in der Zwischenzeit hingelegt hatte und trübsinnig sein Fell leckte, dann stapfte sie davon.

Das Häuschen am Nordhang stand etwas schief, mit seiner verwitterten Fassade neigte es sich zum Weg hin. Im Wohnraum standen ein paar wurmstichige Möbel, ansonsten war er mit einem Kachelofen, Brennholz und einer Waschkommode ausgestattet. Wände und Decke waren teils rauchgeschwärzt. Im hinteren Teil führte eine Treppe zu den Schlafnischen unterm Dach, die durch dünne Holzwände voneinander abgetrennt waren. Ebenfalls im hinteren Bereich, nur auf der anderen Seite, ging eine Tür direkt in den Stall, wo sie eine Ziege und ein paar Hühner hielten. Hier hausten sie seit dem Tod des Vaters zu dritt.

Die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, saßen Franz und Maria da und blickten aus dem Fenster zu den in ihre Schatten gehüllten Berge. Auf der Ofenplatte köchelte eine Suppe. Irgendwo draußen war eine Droschke zu hören, doch gleich darauf fing es an, zu regnen, und das Geräusch des Vehikels ging im gleichmäßigen Prasseln der Tropfen unter. Wetterumschwünge waren keine Seltenheit, und oft genug brachen sie von einem Moment auf den anderen über die Menschen